

MECHTHILD KOOB

WAHR
LÜGEN

FRAGMENTE
AUS MEINEM LEBEN

© 2026, Mechthild Koob

2. Auflage

Umschlaggestaltung und Buchsatz: Corinna Öhler, Buchschmiede

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin:

Buchschmiede von Dataform Media GmbH

Julius-Raab-Straße 8, 2203 GroÙebersdorf, Österreich

www.buchschmiede.at – Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:

info@buchschmiede.at | Printed in Austria

ISBN:

978-3-99192-835-5 (Softcover)

978-3-99192-834-8 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Für Hilde und Helmut

DIE AUTORIN

Mechthild Koob (Pseudonym für Mechthild Borries-Knopp) studierte Germanistik, Romanistik und Philosophie und schloss ihr Studium in München mit einer Dissertation über Karl Kraus und Heinrich Heine ab. Sie unterrichtete an den Universitäten in München, Mumbai/Indien und Jakarta/Indonesien und veröffentlichte zahlreiche literaturkritische Arbeiten. Während ihrer internationalen Lehrtätigkeit interessierte sie sich besonders für kulturspezifische Leseunterschiede und Rezeptionsweisen. Zu dem Thema veröffentlichte sie literaturwissenschaftliche Beiträge.

1996 wurde sie mit dem Aufbau und der Konzeptentwicklung der Künstlerresidenz Villa Aurora an den Standorten Berlin und Los Angeles betraut. 1997 wurde sie als geschäftsführendes Vorstandsmitglied in den Vorstand gewählt, dem sie bis zu ihrem Ausscheiden 2012 angehörte. Seit dieser Zeit widmete sie sich der Förderung internationaler Kulturprojekte und dem Schreiben von Romanen, in denen sie ihre vielfältigen Kulturerfahrungen verarbeitet.

Bisher erschienen: *Risse unter der Haut*.

Sie spielt Querflöte in verschiedenen Kammermusik Ensembles.

*Friede ist nicht Abwesenheit von Krieg.
Friede ist eine Tugend, eine Geisteshaltung,
eine Neigung zu Güte, Vertrauen, Gerechtigkeit.*

SPINOZA

*Eine Voraussetzung für den Frieden ist der Respekt
vor dem Anderssein und vor der Vielfaltigkeit des Lebens.*

DALAI LAMA

INHALTSVERZEICHNIS

Wahrlügen	9
<i>Es war einmal: Hildes Tagebuch im Krieg</i>	10
<i>Es war einmal: Brief des Vaters aus dem Krieg</i>	18
Der Schokoladenmann	23
Einschulung – Lebensglückstag	27
Henkelmann und Hershey's	29
Todesschrei und Dreiergestirn – zwischen Enge und Freiheit	32
Farben der Kindheit	38
<i>Es war einmal: Hildes Vorahnung</i>	42
<i>Es war einmal: Der Vater im Nebel des Krieges: Eine Spurensuche</i>	47
<i>Es war einmal: Hildes Träume und Verzicht</i>	55
Kinderspiele, Mutproben und kleine Auftritte	59
Zwischen Waschkesseldunst und Vorratskeller	68
Mit der Kanonenbahn in die Freiheit	70
Die Mädchen von der Lotteschule	73
Weihnachten und Wintervergnügen	78
Mit der Glocke durchs Dorf	84
<i>Es war einmal: Das verbotene Buch</i>	86
Kartoffelkäferplage und Maikäferglück	89

Echte Butter und Onkel Fritz	90
Der Duft aus dem Backhaus	92
Auf den Flügeln der Störche	95
Lesen und Singen – Aufbruch aus der Kindheit	99
An meine Schwester	103
Mein Gott lächelt	108
Seltsame Gefühle	111
<i>Es war einmal: Zwiesprache mit dem unbekanntem Vater</i>	113
<i>Es war einmal: Hildes Leben ohne Mann</i>	115
Ein Sommer auf dem Rad	117
Die unterschiedliche Sicht der Dinge	120
Coup de Foudre	124
Adorno, Max Frisch und die Unruhe des Herzens	125
Zärtlichkeit und Revolte – Jahre des Aufbruchs	134
<i>Es war einmal: Der verpasste Abschied</i>	139
Indien – wo eine andere Geschichte begann	144
Indien-Tagebuch	146

alles ist wahr
alles ist erfunden
erinnerung verwandelt das erlebte
fantasie enthüllt das verborgene
zwischen distanz und nähe
zwischen fakt und fiktion
entsteht eine wahrheit
die weiter reicht als das tatsächliche

Die erzählten Ereignisse spielen in einer Zeit, in der die Stadt Mumbai noch Bombay hieß. Dieser Name wird im Text beibehalten.

Personenbezeichnungen sind nicht wertend gemeint und schließen alle Geschlechter mit ein.

WAHRLÜGEN

Unsere Lebensgeschichten sind zugleich wahr und erfunden, erlebt und trügerisch. Wirklichkeit und Fantasie sind unauflöslich miteinander verwoben. In jede fiktive Erzählung fließen Erfahrungen, Erinnerungen und innere Bilder ein. Die Kraft der Einbildung tut ihr Übriges. Umgekehrt tragen auch autobiografische Darstellungen Spuren des Erfundenen – legendenhafte Selbststilisierungen eingeschlossen.

In der gleichnamigen Titelgeschichte seines Erzählbandes *Le Mentir-vrai* beschreibt Louis Aragon diesen Schwebезustand. Niemals, so Aragon, besitze man die ganze Wahrheit. Jeder entwirft sich seine eigene Lebensgeschichte, voller Leerstellen und Ausschmückungen, ein Drama auf der Lebensbühne. Das erinnert an Goethes *Dichtung und Wahrheit*: eine Mischform, in der private Erinnerungen, subjektive Bekenntnisse, fiktive Elemente und geschichtstreue Darstellungen ineinanderfließen.

Denn schon die Erinnerung verwandelt das Reale – sie komponiert, verdichtet, deutet um. Gerade in dieser subjektiven Form entsteht eine Wahrheit, die über das Tatsächliche hinausweist. Mitunter enthüllt die Erfindung mehr als das sogenannte Wirkliche. In diesem Sinne ist hier alles wahr – und alles gelogen.

Vor allem aber ist dies ein Buch im Andenken an unsere Eltern Hilde und Helmut, die viel zu früh verstorben sind. Es folgt ihren Spuren in Fakten und Imagination, macht sie gegenwärtig in Erinnerung und Gefühl. Wer sich darin verkannt sieht, möge mir die Subjektivität verzeihen. Der Freiheit der Einbildung, der Interpretation, der individuellen Lesart sind keine Grenzen gesetzt. Meine Darstellung erhebt keinen Anspruch auf faktische Richtigkeit.

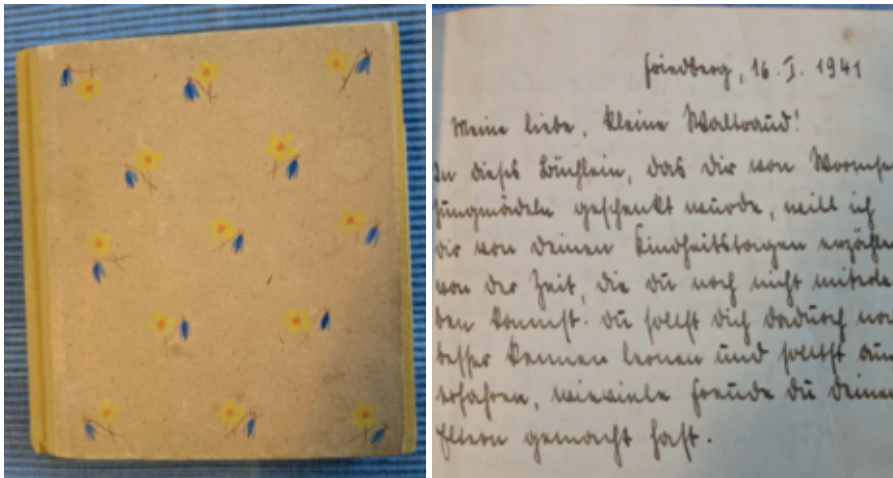
Unterschiedliche literarische Formen umspannen einen Erzählraum zwischen Distanz und Nähe: dort der nüchterne Tatsachenbericht, hier der intimere Ton von Erinnerungen, Briefen, Tagebüchern, inneren Monologen, Poesie. Dazwischen das freie Spiel der Fantasie, das Märchenhafte – erkennbar an jenem Anfang *Es war einmal*.

In diesem Wechsel von Nähe und Ferne, von Fakt und Fiktion, öffnet sich der Raum für die Freiheit der Lesenden: ihre eigene Wahrheit zu entdecken im Schweben zwischen Erinnerung und Erfindung.

ES WAR EINMAL:

Hildes Tagebuch im Krieg

Ein Tagebuch mit blauen Blümchen und vergilbtem Einband – unsere Mutter hatte es während des Krieges zu schreiben begonnen. Überliefert sind die Ereignisse rund um Waltrauds Geburt. Nicht überliefert dagegen ist die Detailtreue dessen, was sich in jenen dramatischen Zeiten des „Tausendjährigen Reiches“ tatsächlich abgespielt haben könnte.



Es war einmal: September 1943

Seit der Geburt meiner Tochter Waltraud, im Januar 1941, habe ich begonnen, dieses Tagebuch zu schreiben. Inmitten dieser schweren Zeiten, die wir durchleben, möchte ich für mich und meine beiden Töchter die bewegenden Jahre des Krieges festhalten. Dieses Tagebuch zu führen bedeutet für mich auch, an mir selbst festzuhalten – in einer Zeit, in der alles sicher Geglaupte zu zerbrechen droht. Eine Zuflucht im Inneren, wenn die Welt draußen keinen Schutz mehr bietet.

Ich fühle mich mutterseelenallein in diesen Tagen. Möge der Albtraum des Krieges – meine Einsamkeit und die vieler Frauen in Deutschland – bald ein Ende finden!

Und doch gibt es auch Erfreuliches. Die Ankunft meiner zweiten Tochter war, mitten im Kriegselend, ein Geschenk des Lebens. Die Siegesgewissheit, die ich noch bei Waltrauds Geburt am 1. Januar 1941 empfand, ist einer von Angst durchmischten Skepsis gewichen. Im Herbst 1943 sieht das Schicksal Deutschlands düster aus, obwohl im Radio auch jetzt noch immer vom Endsieg gesprochen wird.

Ich möchte das Ereignis von Mechthilds Geburt so genau wie möglich beschreiben. Meine beiden Mädchen sollen später eine Vorstellung von der Wirklichkeit dieses Krieges gewinnen, in den sie hineingeboren wurden. Hoffentlich werden sie in ihrem Leben von den Albträumen meiner Generation verschont bleiben.

Am 27. August 1943, einem warmen Spätsommerabend, fühlte ich das Nahen der Geburt. Schon seit Tagen hatte ich erste Kontraktionen bemerkt. Mein Bauch verhärtete sich, ein Ziehen lief vom Rücken in die Beine. Ich wusste, dass es soweit war.

Ich legte die Hand auf meinen Bauch, spürte das kleine Geschöpf, das in die Welt drängte. In diesen Tagen konnte mein Mann keinen Heimaturlaub nehmen – er war in Finnland stationiert. Ich fühlte mich allein, wie so viele Frauen im Krieg.

Würde es ein Junge werden?

Vor allem mein Vater erwartete von mir, dass ich diesmal einen Sohn zur Welt bringen würde. Als Jüngste von drei Schwestern war ich die letzte Hoffnung auf einen männlichen Erben.

Woran lag es bloß, dass in seiner Familie nur Mädchen zur Welt gebracht wurden? So fragte sich der Großvater bei jeder Tochtergeburt – mit wachsender Verzweiflung. Schon in der zweiten Generation kamen in dieser Familie ausschließlich Mädchen auf die Welt. Nun konzentrierten sich alle Erwartungen auf mich.

Ich musste den Zug in die Kreisstadt nehmen, um rechtzeitig im Krankenhaus zu sein. Niemand im Dorf war aufzutreiben, der mich mit dem Auto in die Klinik fahren konnte. Die Männer waren an der Front.

Das Pappköfferchen stand fertig gepackt bereit. Meine zweijährige Tochter Waltraud hatte ich schon am Nachmittag zu meiner Mutter gebracht. „Mach dir keine Sorgen. Schalt einfach mal eine Weile ab. Konzentriere dich jetzt ganz auf das große Ereignis“, hatte sie mich beruhigt.

Es war 21 Uhr. Ich machte mich auf den Weg, um den letzten Abendzug in die Kreisstadt zu erreichen. Der Zug war fast leer. Kaum jemand benutzte abends in diesen Kriegstagen die Bahn – es war zu gefährlich. Jederzeit musste man mit Bombenangriffen rechnen.

Während der Fahrt blickte ich hinaus in die vorüberziehende Landschaft, die sich langsam in der untergehenden Spätsommersonne verfärbte. Die Konturen

der Bäume, Häuser und Gärten verschwammen in ein dunkler werdendes Grau und lösten sich in Schatten auf.

Dieser nicht enden-wollende Krieg. Der Bombenalarm. Das Leben in Furcht und Anspannung. Ich zwang mich, ruhig zu atmen. Nicht an die Bomben denken, nicht an die Angst. Nur an das Kind.

Nach einer knappen halben Stunde fuhr der Zug in den Bahnhof ein.

Die Wehen kamen nun regelmäßig. Ich hatte Mühe, den aufsteigenden Weg zum Krankenhaus zu bewältigen. Die Straße war wie leergefegt. Niemand begegnete mir in dieser späten Stunde. Ich blieb immer wieder stehen, wenn die Schmerzen mich überrollten, lehnte mich an eine Hauswand, ließ die Tränen zu. Wie sehr hätte ich meinen Mann gebraucht!

Außer ein paar alten oder kranken Männern waren alle als „tauglich“ Gemusterten an die Front beordert worden. Ich hasse dieses Unwort, diese verlogene Sprache. Tauglich – wofür? Zum Töten? Oder um selbst getötet zu werden?

Ich klammere mich an die Hoffnung, dass Helmut in Finnland einigermaßen sicher ist. Seit fast drei Jahren befindet er sich dort mit seiner Division im Stellungskrieg. Ich solle mir keine Sorgen machen, schrieb er. Es herrsche dort eine defensive Kriegsführung, es werde kaum noch gekämpft.

Bei der nächsten Schmerzattacke wurden meine Knie weich. Ich versuchte, meine aufsteigenden Gefühle von Verlassenheit im Keim zu ersticken. Ich musste wohl oder übel „meinen Mann stehen“. Der Appell an Stärke und Durchhalten war das unerbittliche Gebot der Stunde.

Ich darf meine Schwäche nicht zulassen. Was bleibt mir anderes übrig? Die „Männerarbeiten“ erledigen sich nicht von allein. Ich muss sie in Angriff nehmen – ob ich will oder nicht.

„In Angriff nehmen“ – wieder so ein gewaltsames Bild, das den Nagel auf den Kopf trifft, wenn ich an meinen harten Tagesablauf denke. Ich bin damit nicht allein. Den anderen Frauen, deren Männer im Krieg sind, geht es ebenso.

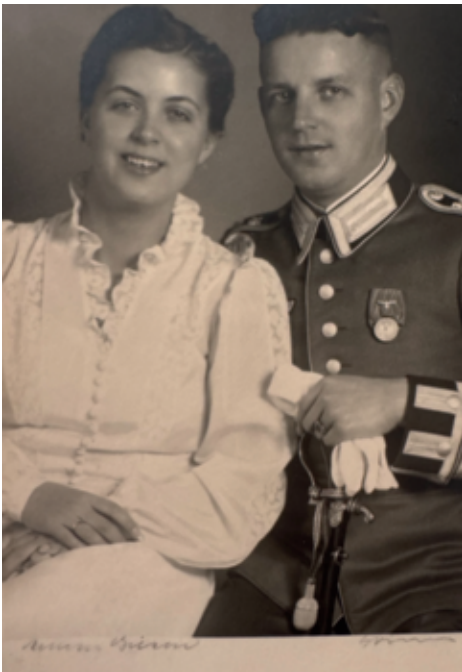
Dem Kriegsalltag kann ich nicht entkommen. Er fordert seinen Tribut. Wenn ich Holz geliefert bekomme, bedeutet das zwar eine Sorge weniger, doch zugleich schwere Arbeit – Männerarbeit, für die ich nicht geschaffen bin.

Das Holz wird in runden Baumstümpfen in einem Pferdewagen angeliefert und auf dem Hof abgeladen. Mit der schweren Axt muss ich die groben Holzstücke auf einem Hauklotz spalten und zerkleinern – ein Kraftakt. Danach werden die Scheite durch die Öffnung der Dachscheune geworfen. Ich steige die Leiter hinauf, stapele sie im hinteren Teil, Stück für Stück. Werfen, stapeln, werfen, stapeln – bis alles Holz sauber geschichtet ist. Eine Plackerei. Aber Jammern hilft nicht. Man gewöhnt sich an alles. Man wird hart und ergibt sich in das Unabänderliche.

Wenn der Ortsdiener sich unerwartet mit der lauten Schelle ankündigt und die Nachricht verkündet: „Donnerstags gebs Brikett om Bahnhof“ – muss ich mich sputen. Ich eile mit dem leeren Karren zum Bahnhof, lade den zugeteilten Zentner auf und ziehe die schwere Last zurück in den Hof. Alles unter großem Zeitdruck, denn nachmittags arbeite ich in der Praxis von Dr. B.

Durch das Kellerfenster werfe ich die Briketts einzeln hinab. Im Keller werden sie gestapelt – drei in eine Richtung, drei quer darüber, damit der Stapel hält. Doch oft fällt er in sich zusammen, und alles beginnt von vorn. Ich fühle mich wie Sisyphus – gefangen in dieser nie enden wollenden Mühsal.

Wer hätte je gedacht, dass ich so schnell wieder nach Atzbach zurückkehre. Doch der Krieg hat alle unsere Pläne zerschlagen. Als Helmut als junger Offizier eingezogen wurde, gab ich seinem Drängen nach. „Lass uns heiraten“, hatte er mich beschworen.



Zu Beginn des Krieges wurden überall hastig Ehen geschlossen – vielleicht aus einem instinktiven Überlebenswillen. Getrieben von der Furcht, das Leben könne nicht von langer Dauer sein, und dem Wunsch, ihm wenigstens ein kurzes Glück abzuringen, stürmten Paare scharenweise die Standesämter.

So wurde ich, zwanzigjährig, im Kriegsjahr Helmut's Frau.

Ein Jahr darauf erwartete ich mein erstes Kind, mein Töchterchen Waltraud.

Zwei Jahre später das zweite. In diesen Kriegsjahren kamen viele Kinder auf die Welt – als wollte man mit neuem Leben dem Tod und der Zerstörung trotzen.

Mein Mann fehlt mir. Ich sehe ihn nur selten – für wenige Tage während seiner kurzen Fronturlaube. Kaum habe ich mich an seine schützende Wärme gewöhnt, muss er schon

zurück in den Krieg. Das ist schwer zu ertragen.

Was für ein Widerspruch! Das nationalsozialistische System fordert und preist die Gebärfreudigkeit der deutschen Frau, erklärt Ehe und Mutterschaft zur vaterländischen Pflicht. Zugleich zwingt uns die Kriegsrealität, die schweren körperlichen Arbeiten unserer abwesenden Männer zu übernehmen.



Während ich weiter die Anhöhe zum Krankenhaus erklimm, versuchte ich, mit gleichmäßigen tiefen Atemzügen die Wehen abzufedern. Als ich das Krankenhaus erreichte, war es kurz nach zehn. Das Tor war verschlossen. Fast ohnmächtig vor Anstrengung betätigte ich die Nachtglocke. Endlich öffnete jemand. Ich durfte loslassen.

Ich kam zunächst in ein Zimmer mit drei anderen Frauen. Alle warteten, wie ich darauf, dass es endlich losging. Es war eine stille, tröstliche Komplizenschaft – geboren aus der gemeinsamen elementaren Erfahrung des Gebärens.

Als die Häufigkeit der Wehen sich bei mir steigerte, wurde ich in den Kreißsaal gebracht. Ein Arzt war nicht anwesend in dieser späten Kriegsnacht.

Aber auf die Hebammen kann man sich verlassen. Sie gelten im Dritten Reich als tragende Säulen der nationalsozialistischen Geburtenpolitik. Sie sind bestens ausgebildet, damit sie ihrer „vaterländischen Pflicht“, der Erhöhung der Geburtenrate, nachkommen können.

Uns deutschen Frauen kommt es zugute, dass die Hebammen gesetzlich verpflichtet sind, für ausreichend Nahrung und eine zehntägige Schonzeit zu sorgen. Die Verordnung dient der Förderung der Stillfähigkeit und der Senkung der Säuglingssterblichkeit. Zwangsarbeiterinnen sind von dieser Regelung ausgenommen.

Im Entbindungssaal erwartete mich eine freudige Überraschung. Da war Lieschen, die Hebamme, die schon bei Waltrauds Geburt dabei gewesen war. Sie lächelte und sagte: „Na, da ist ja die Hilde wieder!“ Ihre Stimme war ruhig und fest. Ich fühlte mich geborgen.

Sie strahlte mich mit ihren lustigen braunen Knopfaugen aufmunternd an.

„Ach Lieschen“, murmelte ich erleichtert. „Jetzt wird alles gut. Ich bin so froh, dass du da bist.“

Doch unter der Decke der Erleichterung blieb eine unterschwellige Angst – aufgelöst durch das, was Lieschen mir einmal anvertraut hatte.

Lieschen war Hebamme aus Leidenschaft. Sie liebte das Leben, trotz des tobenden Wahnsinns ringsum. Für sie war es die schönste Aufgabe der Welt, den kleinen Erdenbürgern ihre Ankunft so angenehm wie möglich zu machen. Auch wenn die herrschende Ideologie ihr diesen Vorsatz nicht immer leicht machte. In ihrer Sorge hatte sie sich mir anvertraut.

Das nationalsozialistische Hebammengesetz zwang sie, Behinderungen bei Neugeborenen anzuzeigen. Diese Meldungen bedeuteten in vielen Fällen das Todesurteil. Die betroffenen Kinder fielen dem Euthanasieprogramm zum Opfer.

Sie versuchte, sich dieser Meldepflicht zu entziehen, wann immer es möglich war. Doch es gelang ihr nur selten, Missbildungen zu verschweigen. Sie war

häufig von Ärzten, Krankenschwestern, Pflegern umgeben, die kein Mitgefühl für die benachteiligten kleinen Lebewesen zeigten. Im Gegenteil! Sie suchten im vorausseilenden Gehorsam, die Rassengesetze bis in ihre grausame Konsequenz zu erfüllen.

Nur Kinder, die „arisch“ und „erbggesund“ auf die Welt kommen, genießen den Vorzug nationalsozialistischer Kinderfreundlichkeit.

Lieschen beruhigte mich, hörte die Herztöne ab und blieb an meiner Seite. Ich vertraute mich ihrer Fürsorge an. Sie wischte mir mit kühler Hand über die Stirn, und die Angst wich.

Gegen Morgen wurde meine Tochter geboren. Als ich sie im Arm hielt, durchströmten mich Zärtlichkeit und Dankbarkeit. Draußen tobte der Krieg, doch für einen Augenblick war alles fern. Die Geburt meiner zweiten kleinen Tochter war wie eine Auflehnung gegen die Zerstörung – ein Bekenntnis zum Leben.

Dass es wieder ein Mädchen war, konnte mein Hochgefühl nicht schmälern. Ich spürte die wohlige Wärme des nackten Säuglings auf meinem Bauch, ließ seine weiche Bedürftigkeit in mich eindringen.

Diese zehntägige Atempause inmitten des Krieges wollte ich genießen.

Für meinen Vater war das kleine Mädchen zunächst eine Enttäuschung. Er besuchte mich im Laufe des Tages im Krankenhaus. Schon beim Eintreten ins Zimmer spürte ich sein Missfallen. Er versuchte nicht einmal, es zu verbergen.

„Schon wieder ein Mädchen! Warum nur können in dieser Familie keine Buben geboren werden?“, seufzte er anklagend.

Ich aber ließ mich nicht beirren in meiner Freude. Ich kannte meinen Vater. Auch bei der Geburt meiner ersten Tochter hatte er mit seiner Enttäuschung nicht hinterm Berg gehalten. Und doch hatte er sie wie seine anderen Enkeltöchter bald ins Herz geschlossen.

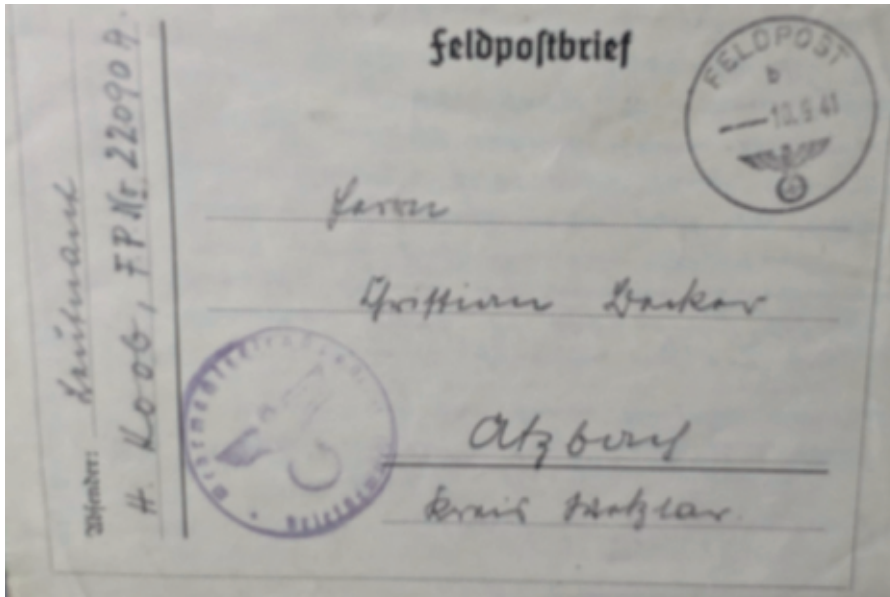
Wenn meine Großmutter ihn wegen seiner Vorliebe für einen männlichen Nachkommen zur Rede stellte, reagierte er mit fassungslosem Erstaunen. Er behauptete steif und fest, dass seine Enkeltöchter ihm das Liebste auf der Welt seien und dass er das nie anders gesagt habe.



ES WAR EINMAL:

Brief des Vaters aus dem Krieg

In Hildes Tagebuch befand sich auch ein alter Briefumschlag des Vaters. Noch heute ist der Absender „Deutsche Reichspost“ sowie eine Feldpostnummer zu erkennen. Da der Stempel vom 10.09.1941 datiert ist, handelt es sich vielleicht um einen Geburtstagsgruß an Mutters Vater, Christian Becker, der am 9.9.1879 geboren ist.



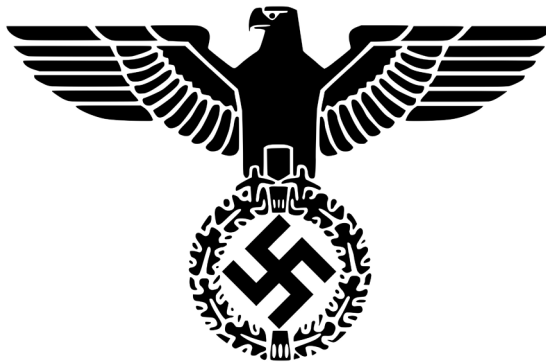
Ob es je ein Telegramm oder einen Brief zu meiner Geburt gegeben hat, ist nicht mehr zu belegen.

Ich habe mir oft vorgestellt, was in einem solchen Brief hätte stehen können – um eine väterliche Reaktion auf meine Existenz zu spüren. Vielleicht hätte er geschrieben, wie sehr er sich über meine Geburt gefreut hat, wie schmerzlich er uns alle vermisst.

Mit solchen Vorstellungen versuche ich mir das Vaterphantom greifbar zu machen – eine Projektionsfläche für meine kindliche Sehnsucht. Der ab-

wesende Vater wird in dieser fiktiven Auferstehung zum unerreichten Helden meiner Träume.

Der Stempel auf dem erhaltenen gelblich-grau vergilbten Briefumschlag aus dem „Feld“ springt mich jedes Mal beim Anschauen an – wie Insignien nationalsozialistischer Hybris. Propagandistisch überhöht durch das Emblem der Wehrmacht: der Stempel mit Reichsadler und Hakenkreuz. Immer wenn ich diesen Umschlag in die Hand nehme, weht mich ein Hauch der deutschen Katastrophe an.



Quelle: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Parteiadler_Nationalsozialistische_Deutsche_Arbeiterpartei_\(1933-1945\)_\(andere\).svg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Parteiadler_Nationalsozialistische_Deutsche_Arbeiterpartei_(1933-1945)_(andere).svg)

Im imaginierten Text des nie erhaltenen Briefes erfinde ich mir eine letzte, aufleuchtende Hoffnung: einen kleinen Moment privaten Glücks aus dem Krieg. Aus einer Welt, die im Höllenspektakel des tausendjährigen Reiches untergegangen ist:

Meine liebste Hilde,

was für eine wundervolle Nachricht! Ich bin glücklich über die Ankunft unserer kleinen Tochter – auch wenn sie in so schwere Zeiten fällt!

Wie gern wäre ich bei dir und unseren beiden Mädchen! Ich möchte Dich jetzt fest in die Arme schließen, Dich beschützen – und nie wieder loslassen.

Der Tag der Geburt unserer Tochter war für mich ein außergewöhnlicher. Eine Ruhepause ohne Gefechte inmitten des Krieges. Ich war allein mit mir – ein seltenes Geschenk – und konnte in aller Stille an Dich denken.

Es war ein milder Spätsommertag. Ich habe über vieles nachgedacht. Ohne mir Illusionen zu machen. Über das Leben hier im Krieg – von dem ich nicht

mehr viel zu erwarten wage. Und doch hoffe ich, dass es anders kommt. Dass ich bald wieder bei Euch sein darf. In einer Zeit des Friedens.

Meine geliebte Frau! Mechthilds Geburtstag ist also aus meiner Sicht eine gute Zeit – ein Aufatmen zwischen den Gefechten – günstige Voraussetzungen für ihr Leben, wie ich hoffe.

Goethe hat über diesen Tag, der auch sein eigener Geburtstag war, nur Gutes zu berichten. Ich erinnere mich an den Anfang seiner Autobiografie ‚Dichtung und Wahrheit‘, in dem es heißt:

„Am 28sten August 1749, mittags mit dem Glockenschlage zwölf, kam ich in Frankfurt am Main auf die Welt. Die Konstellation war glücklich: Die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau, Jupiter und Venus blickten sie freundlich an...“
Ich hoffe, dass die Sterne es auch mit Mechthild gut meinen, obwohl mir diese astrologischen Bezüge wenig vertraut sind.

Wie gern wäre ich bei Euch! Aber wann wird das sein? Hoffentlich bekomme ich zu Weihnachten ein paar Tage Fronturlaub, um meine drei Mädchen zu sehen und zu liebkosen. Ich bin so stolz auf Euch! Ich sehne mich danach, Dich in den Arm zu nehmen und deine Wärme und Zärtlichkeit zu spüren.

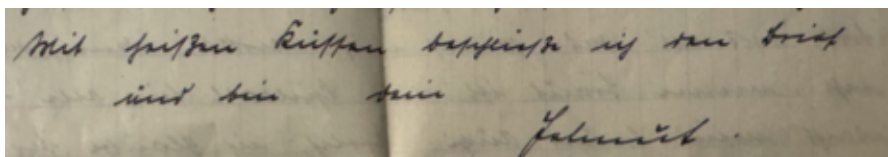
Hier weicht die sommerliche Witterung langsam herbstlicheren Temperaturen. Aber oft herrscht bis Mitte September noch eine angenehme Wärme. Allmählich beginnt das Herbstlaub überall zu leuchten. Bis zu meinem Geburtstag im Oktober wird es ganz von den Zweigen gefallen sein. Dann steht mir und meiner Kompanie ein neuer nordischer kalter Winter in tiefem Schnee bevor. Ob dies der letzte sein wird und wir uns vereint im nächsten Jahr im Frieden wieder sehen? Ich wage es kaum zu hoffen, aber ich wünsche es mir so sehr!

An meinem bevorstehenden 30. Geburtstag, den ich nicht mit Euch feiern kann, werde ich für Euch ein Bild aus meinem Gefechtsstand malen.

Mit heißen Küssen beschließe ich den Brief

und bin Dein

Helmut



Mit heißen Küssen beschließe ich den Brief
und bin Dein
Helmut